

## **Predigt am 5. Sonntag nach Trinitatis (1. Juli 2018)**

### **in der Johanneskirche Schlachtensee**

#### **Predigttext: 1 Mose 12, 1-4**

*Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.*

Liebe Gemeinde,

„Vertraut den neuen Wegen“ – ich bin sicher, viele von Ihnen kennen dieses Kirchenlied, das seit knapp 30 Jahren gern und häufig in unseren Gemeinden gesungen wird. Klaus Peter Hertzsch hat es geschrieben, ursprünglich für ein Brautpaar, dem das Lied zuruft, fröhlich und unter dem Segen Gottes einer noch ganz offenen Zukunft entgegenzugehen. Das war 1989, ein Jahr der großen Aufbrüche und so wurde das Lied schnell zu so etwas wie einer kleinen Hymne für alle, die voller Vertrauen in die noch ungewisse Zukunft aufzubrechen bereit sind.

Es beginnt mit den Worten: „Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist, / weil Leben heißt: sich regen, weil Leben wandern heißt.“

Das Lied passt gut in diesen Gottesdienst. Und das aus zwei Gründen. Der erste führt uns 20 Jahre zurück. Denn unter dem Motto „Vertraut den neuen Wegen“ wurde heute vor 20 Jahren – am 1. Juli 1998 – die Vereinigung der beiden Kirchenkreise Teltow (früher Ost) und Zehlendorf (früher West) vollzogen. Die entsprechende Synode tagte in unserem Gemeindehaus, damals noch im Ilsensteinweg. Gisela Krehnke schreibt in unserem [aktuellen Gemeindeblatt](#) ein paar Zeilen über dieses Jubiläum.

Das Zusammenfinden von Ost und West, Land und Stadt, war nicht immer nur von der Fröhlichkeit und dem Optimismus geprägt, die aus den Versen des Liedes von KP Hertzsch sprechen. Da waren durchaus auch Sorgen, Skepsis, auch Misstrauen: ist es wirklich eine Begegnung auf Augenhöhe? Besteht die Gefahr, dass der größere den kleineren schluckt? Es waren Sorgen, die nicht nur die ev. Gemeinden im Südwesten Berlins beschäftigten, sondern viele kirchliche und politische Gemeinden in Ost und West deutschlandweit. Teilweise bis heute.

Doch die Erinnerung an das 20-jährige Jubiläum unseres Kirchenkreises ist nur der eine Grund, warum dieses Lied heute so passend ist. Der andere reicht deutlich weiter zurück in die Geschichte, bis in die biblische Zeit und bis zu Abraham, dem Stammvater Israels, auf den sich die drei „abrahamitischen Religionen“, das Judentum, Christentum und der Islam, berufen.

Wir haben die Geschichte seines Aufbruchs ins gelobte Land eben gehört und gesungen.

Es ist nicht das erste Mal, das er aufbricht. Nach den biblischen Erzählungen stammt Abraham ursprünglich aus Ur in Chaldäa, im Süden des heutigen Iraks.

Von dort zog sein Vater mit seiner Familie, auch mit dem bereits verheirateten Abraham, nach Haran in der heutigen Türkei, nahe der syrischen Grenze.

Die Gegend um Haran war ein trockenes Ackerbaugebiet, eines der ältesten der Menschheit. Der Boden karg, die Häuser bienenstockförmig und aus Lehm geformt.

Von dort brach Abraham auf.

Historisch verbürgt sind die Wanderungen des Abraham nicht, ja noch nicht einmal über seine Existenz sind uns außerbiblische Zeugnisse bekannt. Das ist für Ereignisse, die derart weit zurück liegen, nicht unbedingt ungewöhnlich, aber es macht die zeitliche Einordnung schwer. Es wird vermutet, dass die Zeit, in der die Abrahamserzählung spielt, Anfang des 2. Jahrtausends vor Christus ist – also gut 3000 Jahre vor unserer Zeit.

Ob historisch gesichert oder nicht, der Umstand, dass Abraham mit seiner Familie mehrfach große Wanderungen unternommen hat, ist nicht ungewöhnlich. Die Gesellschaft war damals stark nomadisch geprägt. „Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist, weil Leben heißt, sich regen, weil Leben wandern heißt.“, so fasst es Klaus Peter Hertzsch in Worte.

Immer wieder kam es zu Völkerwanderungen, oder einzelne Sippen zogen weiter, auf der Flucht vor Kriegen oder Hungersnöten, oder auf der Suche nach guten Weidegründen.

Und so bleibt auch Abraham nicht in Haran, sondern zieht weiter in ein Land, das Gott ihm weisen will. Ungewöhnlich daran ist nicht der Umstand, dass Abraham mit den Seinen aufbricht, sondern eher die Umstände. Es scheint keine konkrete Not zu geben, die diesen Aufbruch unabwendbar macht. Und anders als andere Wanderer oder Nomaden, die sich an guten Weidegründen für die Herden orientieren oder vor kriegerischen Auseinandersetzungen fliehen, bricht Abraham ins Ungewisse auf. Er weiß nicht, was sein konkretes Ziel ist. Geleitet wird er allein von Gottes Wort: „Geh fort aus deinem Vaterland, in ein Land, das ich dir weisen will.“ Oder, mit den Worten unseres Liedes: „Der uns in frühen Zeiten das Leben eingehaucht, der wird uns dahin leiten, wo er uns will und braucht.“

Und Abraham hört auf Gottes Wort und bricht auf, die Verheißung stärkend im Rücken. „Ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen.“

Auch diese Zusage, dass Gott Abraham zum großen Volk machen will, ändert nichts daran, dass es kein rational nachvollziehbarer Aufbruch ist. Denn: noch hat Abraham keinen einzigen Nachkommen und er ist immerhin bereits 75. Erst wesentlich später wird seine Sklavin Hagar seinen Sohn Ismael zur Welt bringen und noch später und gänzlich unerwartet wird dann auch Sara, Abrahams Frau, schwanger werden und Isaak wird geboren. Doch noch: ist all das ferne Zukunftsmusik. Und doch: bricht Abraham auf. Zusammen mit Sarai, seiner Frau, mit Lot, seinem Neffen, mit Dienerinnen und Dienern, mit Hab und Gut und Vieh, ziehen sie los, das Gepäck auf Eseln festgezurr, denn Kamele gab es zu dieser Zeit noch nicht. So ziehen sie über endlose Sandpisten im Hinterland Syriens.

„Vertraut den neuen Wegen, auf die uns Gott gesandt! / Er selbst kommt uns entgegen, die Zukunft ist sein Land. / Wer aufbricht, der kann hoffen in Zeit und Ewigkeit. / Die Tore stehen offen. Das Land ist hell und weit.“

Abraham vertraut darauf, dass das Land, dem er entgegenzieht, voller Verheißung ist, hell und weit. Wie groß muss der Glaube des Abraham sein...

Kehren wir zurück aus den kargen Steinwüsten Syriens in unseren Kulturraum und in unsere Zeit. Das Vertrauen, das Abraham erfüllt beim Blick in die noch ungewisse Zukunft – können wir das teilen?

„Wer aufbricht, der kann hoffen / in Zeit und Ewigkeit.“

Können wir wirklich einstimmen in diese Worte, die wir in unseren Gottesdiensten schon so oft gesungen haben?

Können wir sagen, dass die Tore offen stehen? Und das just in dieser Zeit, da offen stehende Tore in der Politik erbitterten Streit auslösen und in diesen Tagen eine ganze Regierungskoalition an der Asylpolitik zu zerbrechen droht.

Können wir unser Land als hell und weit empfinden, während immer wieder von einem Rechtsruck in unserer Gesellschaft und europaweit gesprochen wird, und wir noch keinen überzeugenden Umgang mit der AfD gefunden haben, bzw., noch wichtiger, mit den Sorgen jener an sich vernünftigen Menschen auch innerhalb unserer eigenen Gemeinden, die sich nicht ernst genommen und nicht gehört fühlen und dann zur AfD gehen?

Und wenn wir auf uns als Kirche blicken: Fühlt sich die Zukunft dann noch verheißungsvoll an, etwa wenn wir bei der jährlichen Veröffentlichung der aktuellen Kirchenmitgliedszahlen immer wieder daran erinnert werden, dass die bequemen Zeiten als Volkskirche vorbei sind? Erfüllt uns das wirklich mit dem hoffnungsvollen Willen, aufzubrechen und neue Wege zu suchen, oder ziehen wir uns nicht vielmehr zurück in die sicheren Gefilde des Bekannten?

Und auch im ganz privaten, persönlichen Bereich fühlt sich für viele Menschen das Leben weit unsicherer an als noch vor wenigen Jahren.

Es sind nicht gerade Aufbruchszeiten. Manches spricht dagegen, beim Blick auf unsere Gesellschaft, beim Blick in die Zukunft, voller Optimismus in die Zeilen von Klaus Peter Hertzsch einzustimmen.

*Und dennoch.*

Ich habe vor einigen Jahren einmal im Tagesspiegel ein Interview gelesen, das übertitelt war: „Ich lebe mit dem Wörtchen *dennoch* im Herzen.“ Um wen es in dem Interview ging, weiß ich nicht mehr, aber dieser eine Satz begleitet mich seitdem. Für uns Christen ist er nicht das schlechteste Leitwort, finde ich.

*Denn als Christen sind wir wanderndes Gottesvolk.*

Auch wenn wir das manchmal vergessen, in unseren festen Strukturen und unseren unter Denkmalschutz stehenden Kirchen. Doch in der Bibel heißt es, gleich zu Beginn des Johannesevangeliums: „Und das Wort ward Fleisch und

wohnte unter uns.“ Wenn man es ganz genau übersetzt, dann steht da: „Das Wort ward Fleisch und zeltete unter uns.“ Gott zeltet mitten unter den Menschen. Nicht festgemauert, sondern lebendig, beweglich. Das ist der Grund warum viele in der Nachkriegszeit erbaute Kirchen eine Zeltform haben, wie etwa die Kirche der Stephanusgemeinde hier in unserem Kirchenkreis. Um uns daran zu erinnern, dass wir immer bereit sein sollen, aufzubrechen, weiterzuwandern. Und sei es nur in Gedanken. Beweglich zu bleiben, lebendig. Und voller Hoffnung. Und das auch dann, wenn manches dagegen spricht. So wie Abraham, der einer Verheißung vertraute, die rational weder begründbar noch nachvollziehbar war – und dann zum Vater der Völker wurde.

Der ehemalige Bundespräsident Horst Köhler hat bei der Eröffnung des Martin-Niemöller-Hauses in der Kirchengemeinde Dahlem in der vergangenen Woche eine Rede gehalten, oder eigentlich: eine Predigt. Er zitiert darin einen Satz Dietrich Bonhoeffers: „Nicht unserer Hoffnungen werden wir uns einstmals zu schämen haben“.

Was das bedeutet, in dieser nicht gerade von Aufbruchsstimmung geprägten Zeit?

Köhler sagte in seiner Rede: „es sind dies wirre Zeiten. Viele Menschen leben mit einem Grundgefühl der Sorge, der Unübersichtlichkeit, des Kontrollverlustes. Mit diesem Gefühl steigt auch die Verlockung durch einfache Antworten“. Und er sagt: „die Herausforderungen, vor denen die Weltgemeinschaft steht, sind riesig. Aber: Die Probleme sind menschengemacht, sie lassen sich durch Menschen auch lösen. Das sage ich gerade auch als Christ. Dietrich Bonhoeffer, dieser Großmeister des Vertrauens und der unerschütterlichen Hoffnung auch im Angesicht des Todes, hat dazu geschrieben: „Nicht unserer Hoffnungen werden wir uns einstmals zu schämen haben, sondern unserer ärmlichen und ängstlichen Hoffnungslosigkeit, die Gott nichts zutraut, die in falscher Demut nicht zugreift, wo Gottes Verheißungen gegeben sind.“ Und Horst Köhler fährt fort: „Mir kommen in den meisten politischen Debatten in diesen unruhigen Zeiten die Verheißung und die Hoffnung zu kurz, mir gibt es da oft zu viel Klein-Klein und Fahren auf Sicht.“

Was also könnte es bedeuten, wenn wir auf Abraham blicken und unseren verzagten Herzen einen Ruck geben?

Vielleicht: sich nicht zurückziehen aus der gesellschaftspolitischen Debatte, sondern sich die Mühe zu machen, genau hinzuschauen, nachzufragen und zu differenzieren. Und dabei bereit zu sein, gedanklich neue Wege zu beschreiten.

Und als Kirche, als Gemeinde, als einzelner Christ oder Christin? Vielleicht: sich angesichts sinkender Mitgliedszahlen und konfrontiert mit den lauter werdenden Stimmen derer, die alle Religion ins Private abdrängen wollen, nicht abzufinden mit einem Rückzug, sondern hinauszugehen in die Welt, auf die Plätze und Straßen, den Mund aufzumachen und das Herz, jetzt erst recht.

Und im privaten Bereich? Vielleicht: sich nicht zufrieden zu geben mit einer stereotypen Schwarzmalerei, die uns eine diffuse Angst vor der Zukunft einzureden versucht, sondern in aller Nüchternheit immer wieder Vertrauen zu wagen.

*Nicht unserer Hoffnungen werden wir uns einstmals zu schämen haben.*

Darum: lasst uns leben mit dem Wörtchen Dennoch im Herzen. Lasst uns immer wieder neu den „neuen Wegen“ vertrauen – nicht blind und naiv, sondern kritisch und als vernunftbegabte Wesen. Aber dennoch: voller Hoffnung. Denn Gott will, dass wir ein Segen für seine Erde sind.

Amen.

*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*

Pfrn. Sonja Albrecht